

Als sehenswert galten Orte und Unterkünfte besonders dann, wenn sie zeitgenössische Prominente beherbergten. Das beste Beispiel ist Kaiserin Elisabeth von Österreich. Viermal verbrachte sie mehrere Wochen in Meran, in den Wintern 1870 und 1889 logierte sie dabei auf Schloss Trauttmansdorff. Ihr Besuch ging in die Reisehandbücher ein. Er führte dazu, dass die Gästezahlen in der Kurstadt nach ihrem ersten Besuch um ein Drittel anstiegen und Schloss Trauttmansdorff bei den Vertreterinnen und Vertretern des Hochadels sowie beim vermögenden Bürgertum zu einem beliebten Unterkunftsort wurde. Neben den namhaften Zeitgenossinnen und Zeitgenossen machten aber auch andere Erscheinungen bestimmte Orte als Ausflugsdestinationen interessant. So die Figur des Saltners, dem vor allem Meraner Reiseführer große Beachtung schenken. „Wer im Herbst (von Mitte August bis Ende October) die Gegend von Meran durchstreift, dem wird eine Art Staffage auffallen und ihn vielleicht sogar erschrecken, wie ähnliche nur in den Gegenden Amerikas, wo die wilden Indianer hausen vorkommen“, schrieb Fridolin Plant in seinem „Führer durch Meran“ und beschrieb anschließend ausführlich die Aufgabe und Geschichte dieser Wächter der Weinberge.

Der beste Blick aus dem Eisenbahnwagen

Mit der Errichtung der Eisenbahnlinien ging eine neue Art des Reisens einher. Hatte die Strecke von Innsbruck nach Bozen in der Postkutsche zuvor noch bis zu 21 Stunden gedauert, bewältigte die Eisenbahn dieselbe Strecke in nur mehr sechs Stunden. Die ungewohnte Geschwindigkeit führte zu einer neuen Wahrnehmung der vorbeiziehenden Landschaft, auf die Reiseführer prompt reagierten. Den jeweiligen Abfahrts- und Zielorten schenken sie nun besondere Aufmerksamkeit und dem vorbeiziehenden Raum zwischen den Bahnstationen, der nun nur noch durch das Fenster wahrgenommen wurde, gaben sie mit ihren Beschreibungen Konturen.

Zu fast jeder Bahnstrecke entstanden eigene Reiseführer. Aus der Sichtweise Bahnreisender beschrieben sie genau, wann ein Tunnel, eine Brücke oder eine größere Steigung bevorstand und welchen Streckenabschnitt sie insgesamt für den Interessantesten hielten. Darüber hinaus führten sie an, auf welcher Seite man am Besten sitzen sollte, um nichts Sehenswertes zu verpassen. Der Führer „Ueber den Brenner nach Italien. Eine Skizze der Brennerbahn für Bahnreisende“ riet aus Innsbruck kommenden Reisenden 1868, ein Jahr nach Errichtung der Brennerbahnlinie, „darauf bedacht zu sein, den Brenner hinauf seinen Platz auf der rech-

ten Seite des Wagens zu erhalten, mit dem Gesicht nach der Lokomotive gewendet; auf der Brennerhöhe sollte man dann den Platz wechseln“. Damit wurde der Brenner, der zuerst nur ein notwendiges Hindernis auf dem Weg nach Süden war, vom bequemen Reisewagon aus betrachtet mehr und mehr zum Reiseerlebnis.

Aber auch die Strecke südlich des Brenners schien so manches Abenteuer bereitzuhalten. Im um 1880 erschienenen Reiseführer der Österreichischen Südbahn schrieb Heinrich Noë: „Die Station Schelleberg, welche gerade über Gossensass liegt, ist 178 Meter über dieses erhaben. Ein Fussgänger durchmisst abwärts schreitend die Entfernung von dem einen Bahnhof zum anderen in 10 – 15 Minuten. Der Bahnzug aber braucht 26 Minuten, um die ausgreifende Einbiegung, Schleife, in's Thal Pflersch und seinen Kehrtunnel hinein, zu überwinden, deren Anbringung nothwendig war, um über diesen Höhenunterschied hinabzukommen. Es bleibt demnach Demjenigen, der oben den Zug verlässt, hinlänglich Zeit, um sich im Hause Gröbner beim Bahnhofs mit einem Krüglein Bier zu erfrischen. Die Reisenden, welche staunend beim Einfahren in den Bahnhof Gossensass den Zug nunmehr von solchen Passagieren auf dem Perron erwartet sieht, die vorher im Zuge gesehen worden waren, sind alsdann geneigt, solche Abenteuerer für muthwillige Sonderlinge zu halten.“ Der ehemalige Bergbauort Gossensass wuchs übrigens mit dem Bau der Brennerbahn zu einem der bekanntesten Luftkurorte Tirols heran. Während er in früheren Ausgaben des Baedekers nur in einer Randnotiz erwähnt wurde, erhielt er nach 1867 mehr Raum und mit dem Hotel Gröbner, „als Sommerfrische sehr besucht und häufig überfüllt“, sogar einen Stern.

Bis in die 1950er-Jahre, als sich der Individualverkehr durchsetzte, hielten sich die Reiseführer in ihren Routenbeschreibungen vorwiegend an die Strecken der Eisenbahnen. Nach ihrer Spezifizierung auf kleinere Gebiete und verschiedene Verkehrsmittel haben sie sich inzwischen längst auch hinsichtlich der Zielgruppe differenziert. Es gibt Reiseführer für Familien, Paare, Singles, ältere Menschen, Kunstinteressierte, Slow-Food-Fans, Adrenalinjunkies und Begeisterte verschiedenster Sportarten. Ob als Print- oder Onlineversion prägen sie durch ihre Selektion und Hinweise auf „Sehenswertes“ nach wie vor den Blick von Reisenden und konstruieren den touristischen Erwartungshorizont und Vorstellungsraum ihrer Leserinnen und Leser.

✍ Evelyn Reso

Spiegel oder Zerrbild?

Tirol im Visier von Reiseschriftstellern des 19. Jahrhunderts.
Eine literaturethnologische Skizze

Jeder Fremde wird mehr oder weniger einen freieren Blick über die Zustände haben wie Einheimische, welche darin aufgewachsen sind und darin leben. Es wird daher auch einem Solchen viel leichter, den Standpunkt der Unbefangenheit zu gewinnen, und die Dinge einer freieren Beurtheilung zu unterwerfen ...

Eugen von Hartwig, Briefe aus und über Tirol, Berlin 1846

Laß sie lei gien; über ins kann dächter Niemand ebbes sagen; mir seind ja völlig unverständlich!

Ludwig Steub, Rhätische Ethnologie, Stuttgart 1854

Tiroler Karnerfamilie. Idealtypische Darstellung mit Hund und Pater familias als Gespann. Aus: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Tirol und Vorarlberg, Wien 1893



Introitus im Frack

Als der junge Wiener Wanderschriftsteller Joseph Kyselak im Frühherbst 1825 auf seiner Österreichreise über die *wilde Gerlos* ins Zillertal wechselte, stieß er auf eines der damals noch seltenen Wegschilder. Es war an einen Baum genagelt und wies ordnungsgemäß den Weg. Doch nicht nur das: per hinzugefügter bildlicher Darstellung wurde er auch über die besonderen Eigenarten und Vorlieben der bald anzutreffenden Bewohner aufgeklärt: *Tanzen und Trinken*. Unzweifelhaft war Kyselak jetzt bis zum Reich der berühmten Frohnaturen vorgedrungen!

In seinem langschößigen Frack und mit einem Stockdegen anstelle der *Alpenstange*, glich der Wiener zwar einer etwas verfrühten und durchwegs humorigen Spitzwegfigur, als Alpinist und Ethnograph darf er aber nicht unterschätzt werden. Was er überliefert, hat Wert, und was wir in und zwischen den Zeilen seines Reisebuches finden, ist erhellend.

So eilt er etwa nach der Würdigung des zillerischen Selbstbildes zu einer nahen Sennhütte, um sich verköstigen zu lassen. Was er erhielt, entsprach aber nicht ganz den Erwartungen. Das servierte Brot war steinhart, hatte Wurstform und musste vor dem Verspeisen mit dem Hammer zertrümmert werden. Es bestand aus Hafer- und Gerstenkleie, zum Binden hatte man Türkenmehl beigefügt. Ja, warum man denn kein normales Mehl zum Backen verwende? Darauf der Senn im Original: „S'Mehl is hoalt ollas z'gluik, und wernd draus d'Knödl gmoacht, wochsa duit jo ollas z'wengi.“ Zu wenig Mehl habe man also, und zwischen Brot und Knödel wähle man dann halt die Knödl.¹

Kyselak verzichtet auf eine Übersetzung des Zitats. Er verzichtete aber auch auf die steinharten Trümmer und zog weiter hinunter ins Tal – wo man, zufällig und glücklicherweise, zu Zell gerade den berüchtigten Kirchtag hielt! Der Wiener berichtet von den schwer angetrunkenen, von Bier und Schnaps wie Kohlen glühenden Tänzern und Tänzerinnen, und er berichtet über „die ungemeine Anzahl mühseliger Bettler, welche dieser Erlustigungstag aus weiter Entfernung hierher berief.“² Eine Feststellung, die sich andere Erzähler gerne sparen, um das farbenprächtige Bild nicht zu stören.

Kyselak aber berichtet unbeirrt: so etwa, dass die Bettler mit zwei großen Häfen in den Händen durch die Reihen der Feiernden gehen. In den einen Hafen werden überzählige Fleischstücke, Brot und Gemüse geworfen, in den anderen kommen wahllos die Reste von Bier und Schnaps, alles zusammen. *Grenadiermarsch* wäre ein kulinarischer Euphemismus dafür ...

Die Reise des aufmerksamen Biedermeiers geht weiter: Mit einem Gamsblut saugenden Wilderer zieht er über steilste Schrofen ins Pfitschertal, dann zum seit 1809 berühmten Sandwirt ins Passeier (eine eher enttäuschende Erfahrung), über das Ötztal ins Stubaital (wo er bei einer bettelarmen Familie im Dachboden übernachtet: Moos als Füllung für die Tuchtent, Ziegenhaare für die Polster) und dann hinunter ins Inntal. Dort trifft er auf eine armselige Karnnerfamilie auf Tour, und für Schwaz, das während der Befreiungskämpfe fast vollständig zur Ruine abgebrannt ist, notiert er: „Männer, Weiber und Kinder erbetteln knieend von Vorüberreisenden nicht Abhilfe – sondern Fristung des elenden Daseins!“³

Das Auge des Ethnographen

Und jetzt Schauplatzwechsel. Nein, Perspektivenwechsel! Zwei Jahre nach Kyselak reist Charlotte von Ahlefeld 1827 durch Tirol. Die erfolgreiche Vielschreiberin seichter Romane ist partout auf Idylle eingestellt. Bequem in einem Wagen (wegen des herrlichen Wetters mit offenem Verdeck), lässt sie sich vom Achensee ins Inntal hinunterkutschieren. Nichts trübt ihre auf Arkadien getrimmte Stimmung, nichts die „Anmuth dieser himmlischen Landschaft“ – auf dem Weg nach Schwaz.

„Nur höchst selten reicht hie und da ein alter Mann mit grauem Haare und Barte den Hut hin, eine milde Gabe zu empfangen, oder ein abgelebtes Mütterchen, am Stabe zitternd, fleht den Vorüberreisenden an, (...) besonders sind die Kinder bescheiden, und verfolgen nicht mit beharrlichem Klagegeschrei, Bitten oder Herplärren langer Gebete den Wagen auf lästige Weise.“⁴ Weiters berichtet Charlotte, dass sie in Schwaz im *rothen Löwen* Mittag gehalten hat.

Im Gegensatz zu Kyselak war die vornehme Dame nicht fußläufig unterwegs, was den Blick ja bekanntlich entschärft. Die vollkommen andere Wahrnehmung verblüfft dennoch, vor allem deshalb, weil sich Schwaz und seine Bevölkerung wegen ausbleibender Hilfsgelder noch Jahrzehnte nicht von der Katastrophe erholen wird. Selbst in einem reich bebilderten Prachtwerk von 1852 liest man noch von der „drückendsten Armuth“ des Großteils der Bevölkerung.⁵ Nichts davon bei Charlotte.

War die Autorin also auf einem Auge blind? Wollte sie ihre Le-

terschaft in den tapezierten Salons in Weimar und Berlin nicht verprellen? Oder passte Elend einfach nicht in ihr *Schema*?

Ausführlich Gedanken um die unterschiedlichen Methoden, mit denen ein Reiseschriftsteller die Wirklichkeit einzufangen versucht, machte sich der Schotte Henry David Inglis. Auch er war Bestsellerautor und im Jahr 1830 durch Tirol unterwegs. Momentan sitzt er aber gerade wegen ausgiebiger Regenfälle in seinem Zimmer in einem Wörgler Wirtshaus fest: eine gute Gelegenheit für Substantielles, denn bei Schönwetter eile man ja aufgeregt dahin und es häufe sich ungeordnet Stoff auf Stoff. Und während sich also vor den Fenstern Wolkenberge türmen, teilt uns der Autor nach einer abschlägigen Diskussion alternativer Methoden nun die seinige mit:

Ein kleines Notizbuch erfasst das gerade Erlebte, das dann, bei etwas mehr Muße (Regenwetter!) in ein größeres ausführlicher übertragen wird. Der Autor gibt sich dabei aber nicht dort schon poetischen Anwandlungen hin, sondern hält sich strikt an ein alphabetisches Gerüst: A für Ackerbau und Aberglaube; K für Kirchen und Klöster und N für Nationalcharakter, etc.⁶ Zwanzig Kategorien erfassen die Welt. In zwanzig Kategorien betrachtet der Autor das Universum. Der Rest wird gestrichen oder passend gemacht. (So fehlt etwa auch Inglis ebenso wie Frau von Ahlefeld der Blick für A wie Armut.)

Der endgültige Bericht wird dann erst nach der Rückkehr verfasst, denn so hat der Autor ausreichend Zeit für einen „zusammenschmelzenden“ einheitlichen Überblick, und mit Hilfe der Phantasie erinnert er sich an die Empfindungen, welche die Gegenstände ursprünglich hervorrufen haben. Diese schmücken dann das Büchlein aus. *The Tyrol with a Glance at Bavaria*.

Nach obigen Überlegungen eilt Inglis nun gut gelaunt zu den Wirtsleuten in die Gaststube, um sich ein bisschen über die unförmigen Trachten der anwesenden Frauenzimmer lustig zu machen.⁷ Dies umso lieber, als die Tracht im Unterinntal ja „noch abgeschmackter“ ist wie im übrigen Tirol! Die Damen nehmen den Spott nicht übel, sondern zeigen dem Schotten (!) gar noch, wie viele Unterröcke sie tragen, um einheimischen Ansprüchen Genüge zu tun: Die Wirtin trägt 9, ihre ältere Tochter 6 und die jüngere 5 übereinander: alle aus Wolle und dicker als Flanell. Dazu kommen überlange Wollstrümpfe, die bei Kälte bis über die Oberschenkel gezogen werden, im Normalfall aber schwer auf die Knöchel fallen und diese schmale Partie auf die Größe einer „pariser Taille“ anschwellen lassen. (Andere Autoren verwenden dafür gerne die Umschreibung *mächtig wie ein Butterfass*. Und überhaupt: Die einheimischen Frauentrachten erregen den ästhetischen Widerwillen so gut wie aller ReiseautorInnen.)

Also T für: Tracht, abgeschmackte.

Der Blick des Ethnographen ist unbestechlich...

„Die Weiber im Zillerthale sind zu kolossal, um schön genannt zu werden, die Brüste hängen wie bei den Weibern von Mangermannskraal in Afrika tief herab, und werden durch ein Brusttuch, gleich wie in einer Schlinge gehalten. Die Jacken werden dabei tief ausgeschnitten, und diese Mode ist wahrhaft widerlich. Der lange faltige Rock reicht bis unter die Brust hinauf, und eine dicke Wulst sucht zwischen dieser und den Hüften ein richtiges Verhältnis herzustellen.“ August Lewald, Tirol vom Glockner bis zum Orteles, München 1838

Das Trachtenbild von Josef Anton Kapeller (1803) zeigt die inkriminierte Zillertalerin außerdem mit gestrickten Unterarmstutzen, Riedelstrümpfen und einer damals bei Frauen sehr verbreiteten langen Pfeife.
© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum



*Une Paysanne aus dem Zillerthale in Tirol.
Une Paysanne de la Vallée de Ziller en Tirol.*

Das Wissen der Reisenden

Bevor noch der deutsche *Baedeker* oder der englische *Murray*⁸ zur Standardausrüstung gehörten (und mit ihnen die Information was und wie man etwas zu sehen hat), hat es schon etliche andere Reisebücher gegeben. Zumeist hielten sie sich an die großen Transitrouten und gaben wesentliche Informationen wieder. Erst mit der beginnenden Bekanntheit Tirols rund um 1809 und Andreas Hofer, geriet das Land in den Fokus als eigenständiges, lohnendes Reiseziel. Man sauste nicht mehr nur hindurch, sondern blieb auch hier und durchkreuzte die Gegend: *Zigzagging*⁹ kam langsam in Mode.

Reiseschriftsteller reagierten darauf. Über Tirol zu schreiben wurde interessant und lukrativ, auch wenn oder gerade weil die übergroße Zahl der Leser gar nicht selbst reiste (oder reisen konnte) und sich an exotischen Geschichten im häuslichen Lehnstuhl erfreute: ganz biedermeierlich halt. Doch wie kam man nun an die lokaltypische Hintergrundinformationen, in die man das Erlebte (oder auch das angeblich Erlebte) einbetten konnte?

Da war zunächst der Griff zu historischen, geografischen, statistischen und allgemein kulturellen Publikationen einheimischer Provenienz. Gar manch entlegener Artikel machte so eine unglaubliche, Jahrzehnte andauernde Karriere!¹⁰ Das Problem des fortgesetzten Ab- und Nachschreibens war aber, dass sich gerade das gerne beobachtete Volksleben im Laufe des 19. Jahrhunderts stark verändert („zivilisiert“) hat. Vieles, was etwa über das traditionsreiche Nasenabbeissen, Brustkorbzertrümmern und Augenausdrücken bei zillerischen Kirchtags- und anderen Raufereien rund um 1800 geschrieben wurde, hatte vermutlich bald keine allgemeine Entsprechung in der Realität mehr.

Diesen Umstand betreffend schreibt Beda Weber in seinem Handbuch über Tirol (1838), dass in den letzten Jahrzehnten Verwaltung und kirchliche Zucht viel geändert hätten. Und im Hinblick auf obige Raufereien: „Dadurch ist das pikante und Ausserordentliche des zillerthalischen Lebens zur Antiquität geworden, es spukt nur noch in karrierten Reiseberichten.“¹¹

Durch das Abschreiben pflanzt sich Überholtes also gerne fort und wird so zur Lüge oder zum Klischee. Es *spukt* fort. Zum Beispiel eben als „curious medley of ancient and half-civilised customs“.¹²

Hat man nun aber die Gefahr des puren Abschreibens umschiffet und hält sich an Land, Gewährsleute und Augenschein, so ist auch noch nicht alles geleistet. Als der Naturforscher Marcel de Serres 1811 durch Tirol reist (ganz schön mutig übrigens für einen Franzosen so knapp nach 1809),

da „sieht“ er die seit drei Jahren stillgelegte Haller Münze noch in Betrieb, ein Ding der Unmöglichkeit.¹³

Am Augenschein gescheitert ist einige Jahrzehnte später auch der englische Schriftsteller Walter White. Der erfolgreiche Autor ist im Sommer 1855 zu Fuß über den Arlberg nach Tirol gekommen. Er berichtet uns von einem exzellenten Abendessen (Kalbsfrikassee und Kartoffel), das er im Gasthof Gemse in St. Anton genossen hat, von dem Zirbenzimmer und der rotweiß-karierten Bettwäsche, in denen er geschlafen hat (Heimatsfilmromantik), und er erzählt von den Gläubigen in Tracht, die sich sonntags schon um 6 Uhr früh auf den Weg in die Kirche machen: der erste Kirchgang von dreien!

Rund um Flirsch berichtet White dann aber von den vielen Geigen und Geigenbögen, die man in „a rudley-drawn outline“¹⁴ auf die Häuser gemalt hat. Für ihn Hinweise auf jene billigen Fideln, die hier in winterlicher Heimindustrie hergestellt und in ganz Europa verkauft werden. Doch eben da irrt White gewaltig! Diese Geigen sind vielmehr „Schandzeichen“: mit ihnen werden jene Almlaute grob verspottet, die den geringsten Ertrag an Käse und Butter herabgeschafft haben. „Heimgeigen“ müssen sie sich lassen, von exotischem, hochalpinem Instrumentebau keine Spur!

Dabei hatte sich White im Vorfeld doch offenbar gut informiert, denn er verweist in diesem Zusammenhang auch auf Fabriken, die in der Nähe der bayerischen Grenze solche Musikinstrumente in großer Zahl herstellen würden. Und tatsächlich: im außerferner Städtchen Vils gab es das wirklich, und die „Tiroler Geigen“ wurden von Lechtaler Wanderhändlern durch halb Europa getragen. Dennoch hat das eine mit dem anderen rein gar nichts zu tun, White irrt. Und mit ihm seine Leser, inklusive jener, die sich mit dem Büchlein in der Hand auf die Nachreise oder gar auf die Suche nach einer billigen Fidel *made in Flirsch* gemacht haben.

Stellen wir uns das finstere Gesicht eines jener Almerer vor, die durch die Schandgeige gut sichtbar verspottet worden sind ...!

Poetischer Furor

Dass aber nicht nur Sachbücher, sondern auch entsprechende Romane auf die Tirolreise mitgenommen wurden, davon berichtet uns Heinrich Noé 1876: „Es gibt Leute, und ich habe deren gesehen, die mit der zweibändigen *Geierwally* der Frau von Hillern in der Tasche, welche Composition auf dem Titelblatte als eine *Geschichte aus dem Oetzthale* bezeichnet, dorthin pilgern.“¹⁵

Hillern hat für ihren Roman die reale Anna Steiner-Knittel-Story ja vom Lechtal (Elbigenalp) in das bekanntere Ötztal

verlegt, und den Akteuren ein aus „irgend welchen Schnaderhüpfel=Sammlungen zusammengelesenes, doch aber im Hinblick auf das Publikum noch bedeutend ‘arrangirtes’ Baierisch in den Mund gegeben und Männlein und Weiblein mit Ungeheuerlichkeiten ausgestattet, die weit über alle Souveränitäts=Rechte der Kunst hinausgehen.“¹⁶

Noé darf sich ein solches Urteil erlauben, zählt er doch zu den verlässlichsten Autoren überhaupt. Viele seiner Kollegen waren da weniger empfindlich und sahen sich vor allem in der Rolle als gut verdienende Unterhaltungsschriftsteller. Ja beinahe als Romanciers à la Hillern. Beispielhaft dafür sei August Lewald erwähnt.

An der Ostseeküste aufgewachsen, versuchte er sich als Jüngling an einem Drama über Andreas Hofer. Freilich scheiterte er, weil er rein gar nichts über die Realitäten wusste: „Was wusste ich von dem Leben der Alpenvölker, von ihrem Charakter, von ihren Empfindungen und Gefühlen, Gewohnheiten und Thaten? Welchen Hirngespinnsten suchte ich ein Scheinleben einzuhauchen, wie verfehlt war alles, wie verzeichnet!“¹⁷

Reisen nach Tirol (ab 1834) sollten dem abhelfen: doch obwohl sich Lewald nun Wahrheit und Augenschein aufs Banner geschrieben hat, bricht der kreative Literat immer wieder in ihm durch. So beschreibt er etwa die Region zwischen dem Unterinntal und dem Pinzgau als Sumpfland voller Krankheitserreger und mit Bewohnern in höchster Armut, welche nicht einmal über trinkbares Wasser verfügen. Dass Lewald jemals in Kitzbühel war, darf man also getrost ausschließen. Und dass der Preuße im Zillertal auch noch auf ein Volksleben im alten prächtigen Stil trifft, ist selbstverständlich – hat er doch nachweislich den oben erwähnten *entlegenen* Artikel gelesen ...

Dennoch findet man natürlich auch bei Lewald interessante Informationen, denen man Glauben schenken darf: so etwa, wenn er von den Kunstmalern spricht, die sich sommers gerne hier im Tal herumtreiben, um die so beliebten alpenländischen Genrebildchen anzufertigen. Münchner vor allem, doch auch Norddeutsche und gar ein Däne, die sich überdies „zur Belustigung in die Tracht des Thales kleideten, und in Sprache und Sitten sich gänzlich mit den Einwohnern amalgamiert hatten.“¹⁸ Soll einer noch sagen, erst das 20. Jahrhundert hätte den „Pieffke“ erfunden!

Und *Maler* gibt das Stichwort für den letzten Autor, der noch erwähnt werden muss, den wichtigsten und bekanntesten von allen: Ludwig Steub.

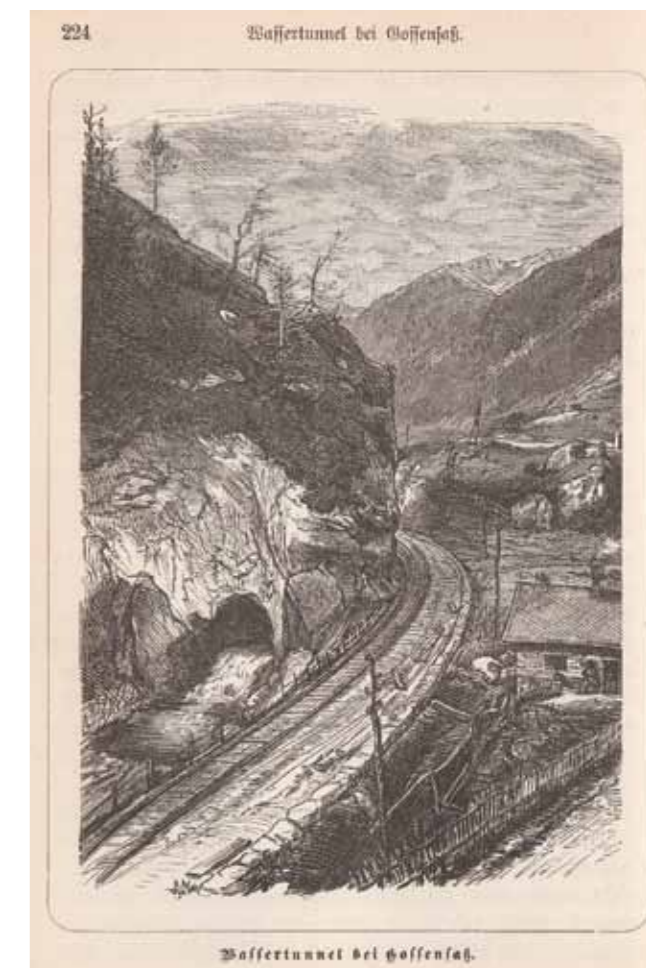
Der Bayer war ein regelrechter Tirol-Fan, unzählige Male reiste und wanderte er durchs Land, verfasste glühende Beschreibungen, eindringliche Skizzen und *Charakterbilder*. Viele Falschinformationen kann man ihm nicht vorwerfen,

er bemüht sich redlich um den Wahrheitsgehalt (auch wenn er seine liberalen, antiklerikalen Ansichten über das heilige Land Tirol immer gern ein bisschen mitspielen lässt).

Der Irrtum oder besser die Verzerrung Steubs liegt daher weniger im einzelnen Detail, als vielmehr im Bild als ganzem: scheint er doch an einem horror vacui zu leiden. Immer ist etwas los, immer schiebt sich noch etwas herein, die Lebendigkeit des Volkslebens ist oft erstaunlich und Langeweile kennen er und seine Studienobjekte nicht. Steub schreibt *Wimmelbilder*.

Oft scheint es daher, als hätte sich Steub seine üppig auftragenden Kollegen aus der malenden Zunft (wie Altmutter, Bürkel, Defregger etc.) zum Vorbild genommen. In einer Skizze von 1870 liest man dementsprechend: „Auch ein fettes Schweinchen, das sich lebensfroh vorübertröht, will ich als Staffage nicht unerwähnt lasen, da ich es doch einmal in meinem Notizenhefte vorgemerkt finde. Kurz, wenn

„Hier sieht man recht, um wieviel besser derjenige die Brennerbahn kennen lernt, welcher dieselbe von der Straße aus betrachtet, als derjenige, welcher auf ihr fährt.“ Zitat und Bild aus: Heinrich Noé, Deutsches Alpenbuch. Naturansichten und Gestalten aus aus Tirol und Vorarlberg, Glogau o. J. [1876]



ein ordentlicher Maler diese feiertägliche, sonnige Morgenstunde (...) dort hinten im Alpbach schön und wahrheitsgetreu malen wollte, es müsste ein reizendes Bildchen werden.“¹⁹

Volksleben in prächtiger Umgebung hat ausgefüllt und bunt zu sein, und alle verfügbaren Säue gehören rein ins Bild! In diesem Sinne ist auch der ehrliche Steub unter die tendenziösen Unterhaltungsschriftsteller zu rechnen.

Exitus mit Eisenbahn

Reisebücher und Reiseberichte zählen für die kulturgeschichtliche Forschung zu den schwierigsten Themenfeldern überhaupt. Warum das so ist, habe ich anhand weniger Beispiele zu zeigen versucht. Um den Wirklichkeitsgehalt einer Quelle zu prüfen, genügt nicht nur die Erforschung der Quelle selbst, sondern man muss gleich ein riesiges Umfeld mitsondieren: Geschichte, Literatur, Ökonomie, Religion, Statistik, Volkskunde ... alles fließt ein, um die Welt in der Welt erfassen zu können. Dennoch gehört diese oft windige Gattung zu der schönsten und auch zu der ergiebigsten überhaupt: vor allem das vergangene Volksleben zu beschreiben, wäre ohne sie unmöglich!

Allgemein erlebten literarisch ambitionierte Reisebücher über Tirol ihren Höhepunkt im 19. Jahrhundert. Bis zur „Entdeckung“ 1809 war Tirol nur Durchreiseland, danach aber von großem Interesse: man suchte (und fand) ein rezentes Naturvolk mit skurrilen Sitten und Gebräuchen, in altartigen Trachten und in überholten Ansichten befangen – ein Reliktgebiet.

Doch schon ab den 1840er Jahren schien sich diese Welt hinter die sieben Berge, in immer unzugänglichere Seitentäler zurückzuziehen, „wo noch nicht der alle Eigenthümlichkeiten verwischende Hauch der Zeit hingedrungen ist.“²⁰ Vor allem den Tourismus und die damit einhergehende Begegnung mit der kultivierten Welt machten die Reiseschriftsteller dafür verantwortlich. Und als dann die Eisenbahn ins Land kam (1858 Kufstein-Innsbruck, 1867 Innsbruck-Bozen, 1884 Innsbruck-Bregenz), begann der endgültige Verfall.²¹

Der hereinschwappende Tourismus veränderte das Leben, und das Leben und die Eisenbahn veränderte die Touristen und ihren zunehmend raschen Blick. Nicht mehr breite volkskulturelle Schilderungen waren gefragt, sondern handliche Reiseführer mit den wichtigsten Information *to go* und *to see*. Den bunten Rest hat die Fremdenverkehrswerbung übernommen, und spätestens mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs war alles vorbei. Schade drum.

FUSSNOTEN

- 1 Joseph Kyselak, Skizzen einer Fußreise durch Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Berchtesgaden, Tirol und Baiern nach Wien (...) unternommen im Jahre 1825, 2 Teile, Wien 1829, 2. Teil, 6.
- 2 A.a.O., 2. Teil, 11.
- 3 A.a.O., 2. Teil, 144.
- 4 Charlotte von Ahlefeld, Tagebuch einer Reise durch einen Theil von Baiern, Tyrol und Oestreich, von der Verfasserin der Erna, Felicitas, Amadea, dem Römhildsstift u.s.w., Neustadt a.d. Orla 1828, 88f.
- 5 Baldi Verlag (Hrsg.): Malerische Ansichten von Süd- und Nord-Tirol, Salzburg o.J. [1852], o.S. [Artikel „Schwaz“ von Georg Mayr].
- 6 Henry David Inglis, Tyrol und ein Blick auf Baiern, Leipzig 1833, 216. Die deutsche Übersetzung ist zeitgleich mit dem englischen Original erschienen: ein echter Bestsellerautor!
- 7 A.a.O., 218f.
- 8 Murray unter Berücksichtigung Tirols: A Handbook for Travellers in Southern Germany, (...) ab 1837, und Baedeker: Deutschland und der Oesterreichische Kaiserstaat, ab 1842.
- 9 Vgl. den amüsanten Titel eines englischen Sketch-books: Anonym [Elisabeth Tuckett], How we spent the Summer or a „Voyage en Zigzag“ in Switzerland and Tyrol, with some Members of the Alpine Club, London 1864
- 10 Etwa Johann Strolz' volkskundlich-musikologische Aufsätze: „Bürgall, ein Zillerthaler Volkslied“ und „Schnodahaggen. Unterinntalische Volkslieder“, beide in: Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol, Nr.2, 1807, 57-69 u. 69-96. Strolz stellt hier die Musik in einen volkskundlichen Zusammenhang.
- 11 Beda Weber, Das Land Tirol. Mit einem Anhang: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende, 3 Bände, Innsbruck 1837-1838, Bd. 3, 529. Das unglaublich detailreiche Hand(!)buch hat insgesamt über 2200 klein gedruckte Seiten.
- 12 W. A. Baillie Grohman, Tyrol and the Tyrolese, London 1877, 30. Insgesamt ist dieses Buch aber sehr verdienstvoll und aufschlussreich. Allerdings verzeiht man dem Autor Beobachtungen wie folgende über die Tiroler Ehefrauen nur schwer: „They are uniformly treated in a kind manner by their husbands, and wifebeating or brutal handling of women ist entirely unkonwn in the country.“ A.a.O., 27.
- 13 Marcel de Serres, Voyage dans le Tyrol (...) pendant l'année 1811, 2 Bände, Paris 1823, Bd.2, 169f.
- 14 Walter White, On Foot trough Tyrol in the Summer of 1855, London 1856, 67.
- 15 Heinrich Noé, Deutsches Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild, II. Band, Naturansichten und Gestalten aus Tirol und Vorarlberg, Glogau o. J. [1876], 509. Wilhelmine von Hillerns enorm erfolgreiche Geier-Wally ist 1873 erschienen.
- 16 Ebd.
- 17 August Lewald, Tirol vom Glockner zum Orteles und vom Garda- zum Bodensee, München 1838², 326.
- 18 A.a.O., 91.
- 19 Luwig Steub, Drei Sommer in Tirol, 3 Bände, Stuttgart 1871², Bd. 1, 106.
- 20 Eugen Hartwig, Briefe aus und über Tirol, geschrieben in den Jahren 1842 bis 1845, Berlin 1846, 517f.
- 21 Zeitgleich begann man sich jetzt vermehrt über die Unzivilisiertheit des gerade noch bewunderten Natur=Volkes zu beklagen: über den mangelnden Komfort, die kulinarische Eintönigkeit und die kulturelle Einfalt. Speerspitze dieser Entwicklung: Gustav Rasch, Touristen-Lust und Leid in Tirol. Tiroler Reisebuch, Stuttgart 1874. Was für ein amüsanter Machwerk!

„Aber ich mag Füllwörter!“

Schreiben als Brotberuf, das ist nicht meins. Ich habe rund zwei Jahre als Redakteurin gearbeitet, um festzustellen, dass es mir mehr Spaß macht, die Texte anderer auf Fehler zu durchstöbern. Und ja, ich meine tatsächlich Spaß. Irgendwann fängt man an, die Artikel großer deutscher Zeitungen nicht nur zu lesen, sondern das Haar in der Suppe in Form von Rechtschreibfehlern und Uneinheitlichkeiten zu suchen. Inklusiv diebischer Freude, wenn man fündig wird.

Geographie und Geografie? In einem Artikel kommen beide Schreibweisen vor? Wahnsinn! Wenn man bei „Fehlern“ (richtig ist ja beides, wobei der Duden die zweite Variante empfiehlt) wie diesen fassungslos den Kopf schüttelt, dann ist dies ein verlässlicher Indikator dafür, dass man sich tunlichst darum kümmern sollte, einen Job im Bereich Lektorat/Korrektur zu ergattern. Wenn man Wert auf ein Sozialleben legt. Denn seien wir ehrlich: Besserwisserische Klugscheißer im Allgemeinen und Grammar-Nazis im Speziellen mag keiner. Will man noch ein funktionierendes soziales Umfeld haben, sollte sich das Auf-die-Finger-Schauen und Belehren auf das Berufsleben beschränken. Abseits davon ist es weniger dienlich.

 Pixabay

